

Letzte Chance für die Amazonas-Indianer

Autor(en): **E.T.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Schweizerische Rote Kreuz**

Band (Jahr): **82 (1973)**

Heft 7

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-548743>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Letzte Chance für die Amazonas-Indianer

Dieser Tage reisten ein deutscher Arzt, ein portugiesischer Krankenpfleger und ein Schweizer Pilot nach Brasilien, um als erste Gruppe die Arbeit innerhalb der medizinischen Rotkreuz-Aktion zugunsten der Amazonas-Indianer zu beginnen. Wir werden später Gelegenheit haben, über ihre Tätigkeit zu berichten. Die Vorgeschichte reicht etwa vier Jahre zurück, als Berichte über Massaker und Massensterben der Indianer im Norden Brasiliens an die Öffentlichkeit drangen, und die Rotkreuzgesellschaften verschiedener Länder das Internationale Komitee vom Roten Kreuz baten, sich der Sache anzunehmen. Dieses erklärte, dass das Problem nicht eigentlich in seinen Aufgabenkreis gehöre, doch wolle es sich der Not dieser Menschen nicht verschliessen, zumal sich keine andere Instanz bereit fand, etwas zu unternehmen. Im Sommer 1970 entsandte das Komitee eine ärztliche Erkundungsmission, die unter Führung des Genfer Ethnologen René Fürst während dreier Monate das Amazonasgebiet bereiste und über zwanzig Indianerstämme besuchte. In Brasilien besteht eine nationale Stiftung für den Indianer, «Funai», die vom Innenministerium beauftragt ist, den Schutz der Eingeborenen in physischer, kultureller und ethnischer Hinsicht sicherzustellen, deren Programm jedoch noch kaum in die Tat umgesetzt ist. Das Internationale Komitee vom Roten Kreuz arbeitete nach der Berichterstattung seiner Delegation einen Plan für den medizinischen Teil der Hilfe aus. Diese Hilfe wird sich auf mehrere Jahre erstrecken. Es handelt sich vor allem darum, gegen Masern, Grippe, Pocken und Tuberkulose zu impfen, Verwundete und Kranke zu pflegen und Gesundheitserziehung zu betreiben sowie Basisposten für ärztliche Behandlung zu unterhalten. Natürlich hofft man, dass die internationale Hilfe der Funai den Rücken stärken und die Regierung in Brasilia veranlassen wird, die Interessen der indianischen Minderheit besser als in der Vergangenheit wahrzunehmen.

Warum ist der Indianer plötzlich so sehr bedroht?

Kurz gesagt, weil der Weisse dem Eingeborenen Krankheiten bringt, gegen die sein Organismus keine Abwehrstoffe gebildet hat, weil sein Jagdgebiet, das heisst seine Existenzgrundlage, zerstört oder eingeschränkt wird, weil er direkt oder indirekt zu einer Lebensweise gezwungen wird, für die er nicht vorbereitet ist und die ihn in Abhängigkeit und an den Rand der Gesellschaft drängt. Alles das ist eine Folge der raschen, rücksichtslosen wirtschaftlichen Expansion, in der sich Brasilien heute befindet. Dieser Staat ist so gross wie die USA ohne Alaska. Seine etwa hundert Millionen Einwohner sind an der Küste und in den wenigen Grossstädten im Landesinnern konzentriert, während das Amazonasbecken, das fast zwei Drittel der Gesamtfläche ausmacht, nur ein bis zwei Einwohner auf den Quadratkilometer aufweist. Es besteht ein starkes Gefälle zwischen Arm und Reich, Land und Stadt, Norden und Süden, wobei in Brasilien der Süden entwickelt ist, der Norden und das Landesinnere rückständig sind. In der stark bevölkerten Nordoststecke treten von Zeit zu Zeit Hungersnöte auf, Millionen von Ungeschulten sind ganz oder teilweise arbeitslos.

Die grosse Hoffnung auf Überwindung der Armut und allgemeinen Aufschwung liegt in der Nutzung der scheinbar unermesslichen noch brachliegenden Reichtümer im Landesinneren und ganz besonders in Amazonien. Dank der modernen Technik ist heute die Erschliessung dieser unzugänglichen Gebiete im grossen Stil möglich, einheimisches und fremdes Kapital werden hier mit Aussicht auf hohen Gewinn investiert: es entstehen Strassen, Flugplätze, Kraftwerke, Industrieanlagen, ganze Städte werden aus dem Boden gestampft. Diese Entwicklung geht auf Kosten der Ureinwohner. Nicht nur müssen Indianer ihre angestammten Territorien verlassen oder sich mit einem kleineren und unergiebigeren Gebiet zufriedengeben, die plötzlichen und

unkontrollierten Kontakte mit der Zivilisation haben praktisch immer einen negativen Einfluss. Sie dezimieren die Indianer durch Ansteckung mit Krankheiten, die sie bisher nicht kannten, sie lösen die Sippongemeinschaft auf, ohne den einzelnen einen neuen Halt zu geben, sie degradieren diese Menschen, die zwar ein primitives, naturnahes, aber unabhängiges Leben führten, zu unselbständigen Lohn- bzw. Almosenempfängern der untersten Stufe, die Aussenseiter der Gesellschaft bleiben.

Die Freunde der Indianer und Kenner der Verhältnisse sind sich darüber einig, dass die Reste der Urbewohner Brasiliens nur überleben werden, wenn sie zunächst ungestört in einem ihnen das Auskommen sichernden Territorium verbleiben können, so dass die Möglichkeit besteht, sie ganz langsam und vorsichtig in die moderne Gesellschaft einzugliedern, wobei neben angemessener Ausbildung die gesundheitliche Betreuung im Vordergrund zu stehen hat. Diese Absicherung gegen Zivilisationseinflüsse muss aber schnellstens geschehen, sonst gibt es bald kein Indianerproblem mehr.

Was sind das für Menschen, denen diese grossangelegte Hilfe gilt, wie leben sie? Einige Angaben über ihre Umwelt und Lebensweise mögen hier am Platze sein.

Leben im Urwald

Das Amazonasbecken war bis vor kurzem noch die «grüne Hölle», Inbegriff des menschenfeindlichen Urwalds: feucht-heiss, im Tropenwinter von Regenfluten gepeitscht, die Niederungen während der Hälfte des Jahres überschwemmt, Dickicht und Gewässer von gefährlichen Tieren bevölkert – andererseits herrscht hier eine Üppigkeit der Fauna und Flora sondergleichen. Keine andere Gegend der Welt ist so reich an Arten wie der amazonische Regenwald.

Der Amazonas, der im Oberlauf in Peru Marañon und für die Teilstrecke auf brasilianischem Gebiet bis zur Einmündung des Rio Purus Solimoes genannt wird, erhält auf seinem 5500 km langen Lauf über 200 Zuflüsse. Wegen des geringen Höhenunterschieds des Geländes bilden die Wasseradern unzählige Schleifen, die ihre Form mit wechselndem Wasserstand oft verändern, denn bald wird an einem Ort ein Stück Ufer weggerissen, bald am andern Ort Erde angeschwemmt und durch wuchernde Vegetation festgehalten. Der Wasserstand des Hauptstromes kann jährlich um zehn bis fünfzehn Meter schwanken. Typisch sind verschiedene Baumarten, die Gummi absondern, und der Mitte des 19. Jahrhunderts einsetzende Run auf die Gummibäume, die damals nur in Brasilien vorkamen, leitete die wirtschaftliche Erschliessung des Amazonasbeckens ein. Andere Exportprodukte aus dem Regenwald sind verschiedene Nutzhölzer und die Samen der Bertholletia,

die auch bei uns bekannten dreikantigen Brasil- oder Paranüsse, die in kopfgrossen Fruchtkapseln enthalten sind.

Die Indianer, die man heute im Amazonasbecken antrifft, leben wahrscheinlich erst seit etwa 400 Jahren in dieser dem Menschen eigentlich gar nicht entsprechenden Welt, nämlich seitdem die europäische Kolonisierung Südamerikas vom Atlantik her begann und sich die Ureinwohner von den Küsten und Randgebirgen in das unzugänglichere Stromgebiet zurückzogen. Sie wurden stark zersplittert, und es bildeten sich viele Sprachen heraus.

Die Amazonasindianer lassen sich nach ihrer Lebensweise in zwei grosse Gruppen unterscheiden: die *Wildbeuter* und die *Pflanzer*. Zu letzteren gehören die Stämme, denen die erste Rotkreuzaktion gilt.



Zwei Indianer blasen die Doppelflöte in einem Beschwörungsritual. Am Ende der Trockenzeit, vor dem Anpflanzen, werden durch Musik und Tanz die guten Geister beschworen und die bösen Geister vertrieben.

Die Wildbeuter beschaffen sich ihre Nahrung durch die Jagd und das Sammeln von wildwachsenden Früchten, Beeren, Nüssen und Wurzeln, sie pflanzen aber in beschränktem Umfang auch Maniok, Mais oder Bananen an. (Eine reine Jäger-Sammlerkultur besteht nirgends mehr.) Sie leben in ziemlich grossen Gruppen beisammen, die untereinander keine freundschaftlichen Beziehungen unterhalten, selbst wenn sie zum gleichen Stamm gehören. Sie brauchen einen verhältnismässig grossen Lebensraum, um die nötige Nahrung auftreiben zu können und sind oft wochenlang unterwegs, und zwar zu Fuss, denn sie halten sich eher abseits der grossen Ströme, in höheren Lagen auf.

Die Pflanzer, die Wasser für ihre Kulturen benötigen, wohnen an den Flüssen und bewegen sich am liebsten auf dem Wasser von einem Ort zum andern. Sie leben sippenweise in lockeren Siedlungen, sind in der Regel zugänglicher und umgänglicher als die halb-

nomadischen Wildbeuter und deshalb auch stärker von der Zivilisation beeinflusst. Sie haben feste Wohnstätten und wechseln den Standort nur, wenn die Äcker verbraucht sind und neue Pflanzungen angelegt werden müssen, was etwa alle drei oder vier Jahre nötig ist. Dann wird durch Brandrodung ein neues Stück Land urbar gemacht. Die meistverbreitete Feldfrucht ist der Maniok, der als Beigabe zu Wildbret oder Fisch gegessen wird. Auch die Banane erscheint oft auf dem Speisezettel. Dazu kommen Mais, Kürbis, Bataren, Zuckerrohr; ferner werden Baumwolle und Tabak angebaut. Aus der Baumwolle fertigen die Frauen Taschen, Hängematten, Überwürfe an. Die Hängematten, aus Baumwolle oder Palmfasern hergestellt, ist meist das einzige Einrichtungsstück in der Indianerhütte.

Die Sesshaften – und für die Regenzeit auch die Wildbeuter – bauen sich Häuser aus einem Stangengerüst, das mit Palmblättern oder Gras überzogen wird. Bei vielen Stämmen werden Gemeinschaftshäuser gebaut, in denen vier bis fünf verwandte Familien wohnen. Es kommt aber auch vor, dass eine ganze Gruppe von zwei- oder dreihundert Personen in einem einzigen grossen Haus beisammen wohnt. Jede Familie führt dabei ihren eigenen «Haushalt», der sich in diesem Fall in der individuellen Feuerstelle ausdrückt, neben der die Hängematten der Familienglieder befestigt sind. Jedes Dorf hat einen Häuptling, sehr wichtige Beschlüsse werden jedoch in der Versammlung aller Familienoberhäupter gefasst.

Freude am Schmücken

Trotz ihrer primitiven Lebensweise fehlt den Amazonasindianern der künstlerische Gestaltungswille nicht, er ist im Gegenteil sehr ausgeprägt, äussert sich jedoch mehr in

der Verzierung von Kult- und Gebrauchsgegenständen als in der Schaffung reiner Kunstwerke. Entsprechend sind die verwendeten Materialien: Baumwolle, Ton, Holz, Fasern, Bast, Rinde, Schilf, Bambus, Vogelfedern, Pelz. Die Sesshaften verstehen sich aufs Töpfern, Spinnen, Weben, die Flecht- und Knüpfttechnik ist weitverbreitet und hochentwickelt. Der Schmuck des Körpers spielt eine grosse Rolle und hat hier einen eigentümlichen Ausdruck gefunden: Gewisse Stämme weiten Ohrläppchen oder Lippen, um sie mit Holzpflocken, Holzscheiben oder mit einem Pendant aus Federn, Kernen, Muscheln und ähnlichem zu schmücken. Sozusagen alle Amazonasindianer, die ja – soweit nicht unter dem Einfluss einer Mission oder bereits zivilisiert – vollständig nackt gehen, dekorieren ihren Körper mit Mustern in roter, ausnahmsweise schwarzer Farbe oder bemalen sich wenigstens das Gesicht. Den Farbstoff gewinnen sie aus den Samenschalen des Urukustrauches (Achiote).

Diese Farbe ist allgegenwärtig, so dass man betreffend der Amazonasindianer von einer «Uruku-Kultur» sprechen könnte, oder auch von einer «Palmfaser-Kultur», da dieser Werkstoff ebenfalls von allen Stämmen in irgendeiner Form verwendet wird, sowohl von den Wildbeutern wie den Pflanzern.

Bekannt und berühmt ist die Kunst der Federverarbeitung; sie wird nur von einzelnen Stämmen ausgeübt, die es darin allerdings zu einer bewundernswerten Meisterschaft gebracht haben. Die Künstler begnügen sich nicht damit, das farbenprächtige Gefieder der zahlreichen einheimischen Arten teils zu verwenden, nein, sie schneiden die Federn noch in Form und erfinden die vielfältigsten Varianten ihrer Zusammenstellung und der Befestigungstechnik. Die Gegenstände reichen vom einfachen Diadem mit auf ein Band aufgereihten einzelnen Schwungfedern bis zum Anhänger aus mosaikartig auf eine Bastunterlage aufgeklebten winzigen Federchen oder einem feierlichen zeremoniellen Cape.

Man könnte noch von den klug erdachten Waffen, von den Musikinstrumenten, von den gesellschaftlichen Organisationen und Riten sprechen, doch müssen wir abbrechen. Zweck dieser Ausführungen war es, in Umrissen das Bild dieses Volkes zu zeichnen, das, seit Jahrhunderten von den Weissen bedrängt, jetzt endgültig zwischen die Mahlsteine unserer «hohen» Zivilisation geraten ist.

E. T.

Die völkerkundlichen Angaben in diesem Artikel verdanken wir dem Ethnologen René Fürst, Gründer und Leiter des Dokumentations- und Informationszentrums «Amazind» in Genf, der seit 1955 fast jedes Jahr während Monaten bei den Amazonasindianern weilte und auch Mitglied der Rotkreuzmission von 1970 war.



Die Indianer kümmern sich sehr um ihre Kinder und diese können in einem gesunden Familienklima aufwachsen. Die Mutter stillt drei bis vier Jahre lang. Nach der Entwöhnung werden die Knaben von den Männern erzogen, die Mädchen bleiben bei der Mutter und lernen von ihr, was sie als künftige Frau wissen müssen.



Für viele Stämme sind Gemeinschaftshäuser typisch, in denen vier oder fünf verwandte Familien wohnen, jede in einem «Sektor» für sich. Die Hütte besteht aus einem Holzgerüst mit einem dichten Überzug von Grasbüscheln oder Palmwedeln. Der Grundriss ist oval, rund oder rechteckig. Mehrere Häuser – stets im Kreis angeordnet – bilden das Dorf der Stammesgruppe, eine oder mehrere Gruppen bilden den Stamm.



Die Wasserläufe sind die natürlichen Verkehrswege im Urwald. Auf den Flüssen sind die Indianer, als sie den Eroberern ausweichen mussten, ins Innere des Landes vorgedrungen. Die Gewässer mit ihrem Fischreichtum sind auch eine wichtige Nahrungsquelle.



Vater und Sohn beim Fischen. Das Boot besteht aus einem einzigen Stück Rinde. Um ein solches Boot herzustellen, wird bei einem bestimmten Baum ein Gerüst aufgestellt, ein Stück Rinde in der gewünschten Höhe vom Stamm abgelöst, so dass es in das Gerüst fällt und trocknen gelassen. Dabei biegt sich die Rinde längsweise und wird auch an den Schmalseiten aufgeworfen. Ist die richtige Rundung erreicht, werden Sparren eingesetzt, und das Fahrzeug ist fertig. Soll man das nun primitiv oder raffiniert einfach nennen?



Das Fladenbrot aus Maniokmehl wird auf einer erhitzten Tonplatte gebacken. Ist die eine Seite geröstet, wird die Speise mit dem Fladenwender, der meist aus Holz und verziert ist, gewendet.

Jede Familie stellt alle ihre Gebrauchsgegenstände selbst her, es gibt keine Handwerker-spezialisten. Die Frau schnitzt, töpft, flicht und webt alle Geräte, die sie benützt, selbst, alles, was der Tätigkeit des Mannes dient, wird von ihm angefertigt.